

Bommersche Heimat

Monatsbeilage zum Bommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Bommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Bomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
... eines jeden Monats. ...

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Bommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 3.

Auflage

Stettin, im März 1921.

14 600

10. Jahrg.

„Wert und Feier“.

Als Niederschlag des Heimatschutzgedankens, wie er sich in der neuen Zeit nach dem Kriege für das ganze Vaterland darstellt, erscheint eine Bücherfolge

„Wert und Feier“.

Sie ist bestimmt, deutsche Zukunftsarbeit mitzuplanen, Wertverständnis für jede sichtbare Gestaltung zu schärfen, vom Erbe wechselvoller Vergangenheit Brücken zu ungewisser Zukunft zu schlagen und Brücken von uns zu den Deutschen in entrissenem und fernem Land.

Die Bücher werden von dem Deutschen Bund Heimatschutz im F u r c h e - V e r l a g zu Berlin herausgegeben und in der deutschen Reichsdruckerei hergestellt.

Zuerst erscheinen, bzw. sind in Aussicht genommen:

1. Lob der Armut*), von Willi Besper und Paul Fechter;
2. Reisen und Wandern, von Werner Lindner-Berlin;
7. Von deutscher Art und Arbeit, von Gustav Wolf-Soest;
4. Freuden und Mühen im Garten, von Wilhelm Heilig-Darmstadt;
3. Kinderspielzeug, von D. Seyffert-Dresden und Walter Trier-Berlin;
6. Der deutsche Wald, von Richard Winkel-Magdeburg;
5. Von Blumen und Kindern, von Bernhard Dörries-Hannover;
9. Industrie und Landschaft, von Fritz Behlo-München;
8. Wohnung und Hausrat, von Paul Schmittthener-Stuttgart.

Anfang Januar 1921 wird zunächst ausgegeben „Lob der Armut“, 108 Seiten mit 45 Abbildungen nach zeitgenössischen Darstellungen und 7 Wiedergaben nach Federzeichnungen von Käthe und Gustav Wolf, in Halblinien gebunden, Preis etwa 18 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch die Geschäftsstelle des Deutschen Bundes Heimatschutz, Berlin NW. 7, Georgenstraße 44.

*) Band 1 liegt uns vor; wir werden in einer der nächsten Nummern eine eingehende Besprechung bringen.
R.

Aus dem Kaskubenlande.*)

Fernand, Kleinjürgens Freund.

Von Georg Viehke †.

Mit acht Jahren konnte Kleinjürgen unter seinen Schulkameraden noch nicht den rechten Anschluss finden. Seine großen Brüder, derbe Burschen, hatten ihren „Drömling“, wie sie den Kleinen mit zärtlichem Neckern nannten, von Herzen gern. Das bewiesen sie auf mancherlei Weise; sie nahmen ihn mit in die Fohlenkoppel oder auf den Krebs-

*) Unter diesem Titel hat unser verstorbene Mitarbeiter eine Sammlung von Erzählungen hinterlassen, deren eine wir hier zum Abdruck bringen. Sie erweist wieder einmal die feine Beobachtung des heimischen Volkstumes und läßt es doppelt schmerzlich erscheinen, daß es dem Verstorbenen nicht verdonnt gewesen ist, voll auszureifen.
R.

fang, wo er die Dische trug, und taten ihm zu Willen, was sie nur konnten.

Seine grüblerische Natur hing gern dem Kleinen nach. Er beobachtete, wie die Kaninchen fraßen, wie die Stieglitze ihre Jungen im Nest fütterten, wie die Wollen nach der Sonne haschten. Dergleichen Neigungen waren andern Buben fremd und sie verstanden ihn nicht. Er wiederum konnte bei ihren derben Späßen und Streichen nicht recht warm werden, und wiewohl er eigentlich anspruchslos und bescheiden war, langweilte er sich bei ihren Spielen, so daß der Lehrer mitleidig den Kopf schüttelte und dachte: „Armer kleiner Kerl, bist ganz aus der Art geschlagen oder noch nicht ganz nestreif. Recht schade, dein Vater ist ein so tüchtiger Wirt!“

Der Vater kannte seinen Buben besser; er wußte, daß es nur der rechten Anregung und Gelegenheit bedurfte, um das goldreiche Gemüt aufzuschließen.

In der Frühstückspause sah Kleinjürgen die Reihe seiner Mitschüler entlang. Die meisten spielten zu zweien oder dreien, zankten und vertugten sich und begannen immer wieder ihre Spiele mit gleichem Lärm. Er aber schritt unbekümmert auf dem Platz auf und ab, bohrte die Absätze seiner Stulpenstiefel in den Sand und seine Zähne in die leuchtende Honigstulle, die ihm Mutter alle Mergen in die Schultasche steckte. Seine hellen Augen verfolgten den lustigen Flug der flinken Schwalben, und wenn eine schnappend und piepend gar zu dicht an seiner Nase vorbeiflog, dann haschte er danach und ließ dem kühnen Flieger auch nach, nicht des Bodens unter seinen Füßen achtend. So kam es, daß er über ein Gerät stolperte und in der Wucht des Falles den schmalen Flachkopf, der an der Stallecke lehnte, mit umwarf. Der plumpste wie ein Stock auf einen spitzen Stein und stöhnte laut auf, während die andern lachten. Kleinjürgen sprang behend auf, tiefrot im Gesicht. Er war so erschrocken über den Zusammenprall, daß er seine eigenen Schmerzen gar nicht fühlte. Er hatte die Empfindung, dem armen Jungen nicht nur wehe getan, sondern ihn auch gekränkt zu haben. Das mußte er sofort gutmachen.

Verlegen griff er in seine Taschentasche und hielt dem andern zwei Bleisoldaten hin. „Nimm, Fernand, ich hab es nicht so wollen!“ bat er.

Ferdinand maß ihn aus nassen Augen und wandte sich ab. Das war Jürgen noch peinlicher. Wie sich die andern gar neugierig näherten, meinte er, sie kämen, ihn zu strafen und schnell legte er den Arm um den Burschen, drückte ihm sein eigenes Stück Brot in die Hand und flehte ihn mit seinen beredten, klaren Augen so lieb und treuherzig an, daß dem ganz weh und weich ums Herz wurde. Er nahm die Gabe, floh vor den Blicken der andern hinter den Stall und verschlang das süße Brot unter heißen Tränen. Aus dem Spielereis aber freischte eine grobe Kehl: „Kief eis, dei Jörn un dei Pracherfernan! Ort un Ort! Seih di vor, Jörn, dat di nich wat uphaakt!“ Es war die Stimme des Böttcher-Rudolf, eines trägen, dum-

men Knaben, der trotz seiner zwölf Jahre noch in Jürgens Abtheilung saß.

Kleinjürgen sandte dem frechen Lämmel wohl einen wütenden Blick zu, kummerte sich aber nicht weiter um ihn; er wandte sich noch einmal nach dem Verfehmten um, wuschte mit seinem Taschentuch die Blutstropfen von der Schläfe, streichelte ihm den Arm, ähnlich wie seine Mutter es tat und bat: „Nicht wahr, Fernand, das war gar nicht so schlimm und zu Hause sagst du auch noch nichts nach? Das heißt du ja bald wieder aus.“

„T Hus? Wem soll ich das segge? Worüm denn? Dor krieg ich noch ganz anner Schimp un Schmier, denn schött dat Blaut man so. Wenn uns' Voder vom Kraug kümmt un dat Kantholt nimmt, denn künnst du wat bewel! — Blot Muß segge brukt denn ein!“

Das konnte Kleinjürgen einfach nicht begreifen: Eltern schlugen ihre Kinder blutig ohne Grund. Ein tiefes, heißes Mitleid stieg in ihm auf und neigte seine weichen Augenlider. Er fühlte jetzt zum ersten Male in vollem Umfange, wie sehr gut er es doch bei seinen Eltern hatte, und er empfand auch etwas von der Seligkeit des Wohltuns. Nun nahm er sich allen Ernstes vor, auch weiter um ihn zu sein.

„Fernand, willst nich mal meine Kaninchen besehen? Acht große weiße hab ich mit schwarzen Ohren und vier große gelbe und dann noch die Jungen!“

Aber Ferdinand schüttelte den Kopf, indem er den letzten Happen hinunterschlang. „Das leid't euer Vater nich!“ meinte er bestimmt und seufzend.

Ferdinand war der Sohn des Kleintischlers Gnaz, eines Süffels und liederlichen Mannes, der längst ins Armenhaus gewiesen wäre, wenn nicht jeder Mann Erbarmen mit dem fleißigen, tapferen Weibe gehabt hätte. Um der Frau und ihrer neun Kinderchen willen trugen namentlich manche der Büdner und Kossäten kleine Bestellungen in die verlodderete Werkstatt und verschafften der Familie sonstwie Arbeit und Brot. Die Akeebauern aber vermieden jede Berührung mit dem „Supack“ und seinen Angehörigen. Kleinjürgen, dessen harmlose Augen nur alles Gute und Schöne in der Welt sahen, hatte noch nie über Bauernordnungen und Standesgeheke nachgedacht; hatte es auch noch nie brauchen, denn sein Vater hielt ihn ohne Zwang von allem fern, was ihm unschicklich erschien. Er hatte ihn wohl über den versoffenen Handwerker schelten und spotten hören, aber daß solch Urteil nicht nur dem Süffel, sondern auch dem niedern Stande gelten könne, das war ihm noch nie beigegeben. Auch jetzt, nach Ferdinands Einwendung, glaubte er nicht daran. Deshalb sagte er: „Wenn du nicht willst, dann komme ich zu euch und bring' dir was mit!“

Wieder sah ihn Ferdinand voll Staunen und Bewunderung an und ein warmer Glanz huschte wie ein Sonnenblick über sein Gesicht. Erwidern konnte er nichts mehr. Eben rief der Lehrer seine Schar herein.

Am Nachmittag konnte Kleinjürgen die Gelegenheit nicht abwarten, um zu Ferdinand zu eilen. Er fand ihn vor der einzigen kleinen Haustür, alte, krumme Nägel geradehauen. Daneben schaukelte er mit dem Fuße die Wiege seines jüngsten sechsmonatigen Schwesterchens. Seine Mutter, die im Flur am Waschbottich stand, überraschte der kleine Besuch nicht minder als ihren Ferdinand. „Ei sieh, das Jürgenk! Hast eine Bestellung an den Tischler? Ich werd' es ausrichten.“

„Ich wollt man bloß was dem Fernand sagen,“ stammelte er verlegen.

„So, dem? Na, Fernand, denn mach! Wie döst du da, als wenn du deinen Schick nich hast! Laß liegen und geh! Minna, komm' raus und schudel das Kleine so lang; Fernand muß fort!“ befahl die Mutter. Sie meinte nicht anders, als Kleinjürgen wolle ihn zu irgendwelchem Dienste abholen.

Hinter dem alten, wilden Birnbaum, dem einzigen im winzigen Garten, saßte Jürgen seinen Kameraden am Nermel, schob ihm das ganze Vesperbrot in die Tasche und bat: „Nimm es doch, ich kann es gar nicht aufkriegen. Wir haben ja so viel! Aber sag' es man nicht nach!“ Dann drückte er ihm noch fünf Mürmeln, eine Mundstimme und

eine Leine zum Pferdchenspiel in die Hände, und ehe sich der verwirrte Flachsopf aufraffen konnte, war der Gast verschwunden.

Dem Ferdinand war seltsam zumute. Ein Gefühl des stillen Glückes kam über ihn. Er war jemand begegnet, der ihn nicht schimpfte und prügelte, sondern ihm wohlthat und freundlich zu ihm war. Und dieser Wohlthäter stammte aus einem der reichsten Bauernhäuser, war der Liebling des Mannes, den der Vater am wenigsten leiden mochte, des Mannes, der dem Süffel beim abendlichen Rundgang stillschweigend einen Sack mit Rüben abgenommen und diesen am nächsten Morgen durch den Knecht zurückschickte mit dem Bemerkten, wenn der Tischler für seine Ziege Futter brauche, möge er am Tage kommen und höflich darum bitten, der Bauer werde es ihm nicht verweigern, damit seine armen Kinder Milch hätten; denn nach gestohlenen Rüben milchen Ziegen nicht gut. — Wieder hatte er die Empfindung, die Gabe sei gestohlen, er dürfe sie nicht annehmen. Aber der Hunger und die Freude überwandten alle andern Regungen und machten ihn an diesem Tage zum frohesten Menschen unter der Sonne. Brauchte es der Vater überhaupt erfahren? Kleinjürgen hatte ihm das sogar unterlagt.

Wie er auch der Mutter mit der Antwort auswich, schüttelte sie den Kopf über solche „Kindereien“, sagte aber nichts weiter. —

In der Schule saß Ferdinand Gnaz fast ganz unten neben dem großen, „dicken Willem“, der die Klasse schon dreimal durchgewandert war und der schlimmste Aufrührer und Unhold in der ganzen Schar war. Die kleinen Kameraden ängstigen, stören und peinigen, mit einem alten Messer, dem „Foggenbütter“, die Tische rizen und schneiden, alle Augenblicke den Lehrer stören, das war seine ganze Schularbeit. Am meisten hatte der blasser Ferdinand von ihm zu leiden, mit dem er nun schon zwei Jahre Nachbarschaft zu halten gezwungen war. Dem Ferdinand fehlte zwar nicht der gute Wille zum Vorwärtkommen, wohl aber die leibliche und geistige Kraft und die Zeit zu häuslichen Schularbeiten. Er litt unsäglich unter den Tücken seines Nachbarn und konnte sich nicht wehren.

Jetzt nahm sich auch hier seiner Kleinjürgen an, aber in seltsamer Weise. Gegen den stämmigen Burschen mit seinen kleinen Fäusten auftreten konnte er nicht, ihn beim Lehrer angeben, mochte er nicht, den andern Schülern traute er nicht. So hat er den Lehrer, ihn neben Ferdinand Gnaz zu setzen. Der lachte ihn aus, so daß Jürgen weinte. Der Dide aber pekte: „Jürgen ist dem Fernand sein Freund, sie spielen immer heimlich zusammen und tun sehr stolz!“ Jetzt lachten alle, nur der Lehrer nicht. Kleinjürgen aber kroch unter den Tisch, so sehr schämte er sich. Der Lehrer wurde nachdenklich, sagte aber nichts.

Kleinjürgens Fleiß und Kenntnisse ließen seit diesem Tage bedenklieh nach. Gegen Ende des Schuljahres rief ihn der Lehrer strafend auf: „Jürgen, es würde deinen Eltern und mir wehe tun, wenn ich dich nicht verzeihen könnte. Müchtest du dich dann nicht schämen?“ Auch hierfür hatte der Getadelte wohl viele Tränen, aber keine Besserung.

Er war mit Ferdinand nicht nur während der Schulzeit unzertrennlich, sie trafen sich auch außerhalb derselben, immer nach stillem Uebereinkommen, die Eltern durften nichts wissen. Jeder hatte seine Freude am andern und jeder sehnte sich nach dem Beisammensein mit dem andern.

Ferdinands Kinderhände waren schon früh ins Arbeitsjoch gespannt. Dem Vater mußte er Handlangerdienste leisten, Bretter zuschneiden und sogar die Raubbank ziehen. Die Mutter benutzte ihn als Stubenknecht und um die kleinen Geschwister zu behüten, die größeren lagen im Bauernscharwerk. Zum „Kumlungern“ hatte Ferdinand zu wenig Zeit. Sehnsüchtig und trübselig blickte er dann zu Kleinjürgen hinüber, der frei und froh vor dem armen Hause auf und ab ging und ein lustiges Lied pffif. Hereinzukommen wagte er nicht, vor dem rohen Tischler hatte er unbändige Angst. Die Frau fürchtete er nicht, die tat ihm leid, wenn er an seine eigene liebe Mutter dachte. Helfen konnte er ihr allerdings auch nicht, sie schien ihn aber auch gar nicht zu beachten.

Wenn Ferdinands Eltern nicht daheim waren, dann schlich Kleinjürgen wohl wie ein Dieb dem Ferdinand nach ins Haus. Wie er das erste Mal in den düsteren, öden Raum trat, stand ihm vor Beklommenheit fast der Atem still. So drückend armselige Verhältnisse hatte er noch nie geschaut. Armut und Fleiß gukten zugleich ihn an und eins suchte anscheinend das andere zu vertreiben. In allen Ecken und Winkeln hockte das Elend, an den rohen Mauerwänden hing verstreut das Handwerkszeug. Im ruhigen Ramin schwellten unter einem kleinen eisernen Grapen ein paar Torfkohlen. Ferdinands zehnjährige Schwester Melde versah die Jüngsten, die beide noch nicht laufen konnten. Von Zeit zu Zeit schöpste sie mit dem kleinen Blechmaß aus dem schwarzen Grapen eine hellbraune Flüssigkeit, Roggenkaffee mit Ziegenmilch, und stillte den Hunger der Kleinen. Für sich, den Ferdinand und drei andere Geschwister langte sie aus der Tischiade einige harte Brotreste, die mit Butter, Schmalz, Sirup, Mus bestrichen oder mit Käse, Wurst, Speck, Schinken belegt waren.

„Habt ihr auch eingeschlachtet?“ fragte Kleinjürgen überrascht beim Anblick dieser Schnitten.

„Nein“, belehrten ihn Melde und Ferdinand, „Mutter kriegt ihr Brot immer nicht auf und bringt es uns des Abends mit nach Hause.“

Kleinjürgen dachte daran, wie er vor kurzem auch sein Brot nicht „aufgekriegt“ hatte und wußte nun Bescheid.

„Kann ich nicht auch mal davon haben?“ bat er das Mädchen.

Die Geschwister sahen sich verduzt und unschlüssig an, reichten ihm aber zu gleicher Zeit ihre Bissen. Er fühlte sich ordentlich gehoben und beehrt von dieser Gastfreundschaft. Die harten Kruste schmeckten ihm angenehmer als Mutters weiche, zarte Honigschnitten.

Seit dieser Zeit stand Kleinjürgens Freundschaft mit Ferdinand fest, ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben wußte. Nun für seinen Freund zu sorgen, erschien ihm als strengste Pflicht. Sein belegtes Butterbrot, seine Erdbeeren, Äpfel, Nüsse wanderten in Ferdinands Kittel. Er „borgte“ dem Freunde Griffel, Bilderbuch, Fibel und Tafel und bettelte sich vom Vater neue aus. Für den Kameraden zu schwindeln war ihm keine Sünde.

„Ferdinand, hast du auch Kaninchen? Ich hab' weiße und gelbe und so viele junge.“

Ferdinand schüttelte seinen Kopf. Wie sollte er zu Kaninchen kommen. Aber am nächsten Abend sahen im engen Schuppen unter der Ziegenraufe ganz verängstigt zwei große weiße Kaninchen mit schwarzen Ohren.

Wie der Tischler in den Stall kommt und sieht die „Kräturen“, da lacht er verschmitzt und ordentlich ein bißchen geschmeichelt über die „Piffigkeit“ seines „Bengels“. Stehlen war in seinen Augen weit weniger Schande, als Betteln und Arbeiten. Doch wie fuhr er auf, als er den Sachverhalt hörte.

„Von dem großspurigen Bauern sind sie? Geschenk? Ne, Junge, von wegen! Dat jiebts nich! Schnurren gehen — bei solchem noch gar — der an meinem ganzen Unglück allein schuld is? Auf solchem Hof könnt' ich sitzen, wenn der meinem Vater das Grundstück nicht abgewuchert hätt' — der schnoddrige Wicht!“ Dabei schlenkerte er seine knochige Faust vor Ferdinands Nase. „Und daß du dich unterstehst, Junge! Sofort trägst die verrückten Stallhasen wieder hin! Aber du bist ja viel zu dämlich dazu! Ich werd's allein besorgen!“

Er besorgte es nicht. Die Karnickel wanderten bald in seinen Kochtopf, so sehr auch das Weib degegen einsprach.

In seiner Fürsorge ging Kleinjürgen sogar noch weiter. „Warum ziehst du deine Stiefel nicht einmal am Sonntage an?“ fragte er den Freund. Dieser hatte noch nie welche gehabt. Da zog der Bauernknabe unbedenklich seine Stulpenstiefel aus und setzte sie dem entschieden widersprechenden Kameraden einfach vor die Tür. Dadurch wurde sein Verhältnis zu der Tischlerfamilie daheim rufbar. Die Mutter schalt, der Vater wurde sehr böse und drohte mit den härtesten Strafen, wenn die Besuche nicht sofort und gänzlich unterblieben. Da geschah etwas Unerhörtes: Kleinjürgen widersetzte sich mit trotzigem Murren. Bittere

Schläge von des Vaters zürnender Hand waren die umgehende Antwort darauf. Von Stund an lag ein Riß zwischen Vater und Kind. Das tat dem Vater sehr leid. Er dachte daran, wie lieb er den Jungen hatte, wie stolz er auf ihn sonst war und daß es sein Blut sei, das in den jungen Adern pochte und sich aufbäumte, und er überlegte, wie er auch ohne Härte und Strafen den Sünder befehlen könne. — Er stellte ihn in einen neuen Kreis von Pflichten, nahm ihn oft mit aufs Feld, überantwortete ihn in jeder freien Stunde der Mutter und hörte ihm selber alle Tage die Schulaufgaben ab.

„Sieh mal, du bist ein großer Junge geworden; jetzt mußt du schon in der Wirtschaft mithelfen wie die andern! Und wenn du deine Arbeiten pünktlich getan, dann hast du freie Zeit ganz für dich.“ So redete der Vater ihm freundlich zu. Das Eingeständnis, zu den Erwachsenen zu zählen, verjüngte denn auch zunächst am meisten. Jürgen schaffte, was er konnte. Ihm fiel immer das Schicksal seines Freundes ein, der durfte zu Hause auch nicht mucken. Der Vater hatte nicht Grund zu klagen und der Lehrer staunte über des Schülers unvermutete Fortschritte.

Aber diesmal hatte sich der Bauer in seinem Jüngsten verrechnet. Die Freunde trafen sich heimlich, aber nicht bloß zum frohen Spiel, sondern auch zu ernster Arbeit. Ferdinand war sehr handgeschickt, konnte Schnüre knüpfen, Regal schneiden, Windmühlen mit dazugehörigen Sägemännern schnitzen, Fließbogen anfertigen und anderes. Darin wurde er Jürgens Lehrmeister. Dieser wieder half ihm fleißig bei den Schularbeiten, so daß Ferdinand von seinem Plaze neben dem dicken Willem bald erlöst wurde und zwei ganze Bänke hinaufrückte und nun dicht neben Jürgen saß.

„Wissen Sie, Gnax“, rief der Lehrer eines Tages dem Tischler zu, als dieser zufällig gerade nüchtern war, „mit Ihrem Ferdinand geht ein Wunder vor sich; der ist jetzt ordentlich aufgewacht. Früher ließ er alles mit stumpfer Gleichgültigkeit über sich ergehen, aber jetzt blitzt ihm das Leben nur so aus den Augen. Nun lassen Sie den ermen, behenden Kerl nicht so hart zu Hause arbeiten, dann wird aus ihm gewiß noch was Tüchtiges!“

Der Tischler wußte gar nicht, wie ihm geschah ob solcher Ehre. Er dienernte und versprach heilig sein Menschenmöglichstes. Wie? War er auf einmal nicht der „Dorflump“, vor dem alle ausspuckten? Und sein Kind, der Ferdinand? Sieh einmal — der! Dann fiel ihm Kleinjürgen ein, der Sohn des verhassten, häuerlichen Dickhäbels! Na, Kinder können am Ende nichts dafür, die muß man auslassen. Seinen Jungen aber wollte er nicht aus den Augen lassen.

Anders der Bauer. Ihm war der neuerliche Ungehorsam seines Kindes nicht entgangen. Wohl freute er sich nicht wenig über des Knaben Fleiß, auch mißfielen ihm nicht die neuen Künste, die er vom Handwerkerlohn mitbrachte; aber einen freundschaftlichen Verkehr mit jenem Hause wollte und konnte er nicht dulden, um keinen Preis. Er durfte sich nicht lächerlich und zum Gespött machen.

Es war in der Zeit des Jungheues. Da lud ihn seine Tochter, die einen Pächter in einem andern Dorfe geheiratet hatte, zur Taufe. Der Vater möge auch den kleinen Bruder mitbringen und ihn ihr einige Wochen zum „Zusehen“ überlassen. Das kam dem Alten sehr gelegen. — Kleinjürgen fand an dem „niedlichen Püppchen“ so viel Gefallen, daß er vorläufig ganz den alten Freund vergaß. Dann packte ihn aber doch wieder das Heimweh mit solcher Gewalt, daß der große Schwager ihn den Eltern wieder zurückbringen mußte.

Daheim nahm er seinen früheren Verkehr wieder auf zum großen Kummer des Vaters. Ja, jetzt erst merkte er, wieviel Anteil an seinem Heimweh sein guter Ferdinand hatte.

Diesem war es während der einsamen Wochen nicht gut ergangen. Der Tischler lag krank auf dem Lager, stöhnte und schimpfte. Auf dem Heimweg von der Schnapschenke war er in ein Loch geraten und hatte das Bein gebrochen. Der Arzt hatte ihm jeden Tropfen Alkohol verboten und möglichste Ruhe angeordnet. Die Frau litt unsäglich, um

ihre müdgeweinten Augen lagen tiefe Schatten. Die größeren Kinder drückten ſich am liebſten aus dem Hauſe, die kleinen verlangten nach Wartung und Nahrung. Ferdinand harrte geduldig wie ſeine Mutter aus und verſuchte als Zehnjähriger im Werkarbeiten für den Vater ſo viel als möglich zu erledigen. Der Vater ſah ihm vom Bette aus zu. Er hatte nie vorher über den Knaben nachgedacht, nie auf ſeinen Fleiß, Geſchicklichkeit und Eifer geachtet. Jetzt fiel ihm das auf und mit freudigem Erſtaunen bemerkte er, welche Anlagen in dem Jungen ſtedten. Des Lehrers Worte ſielen ihm ein, und nun kam's plötzlich wie Reuſchmerz über ihn, — er weinte über ſein verdorbenes Leben und verwünſchte ſich. Ferdinands Augen erhielten einen eigenen Glanz, wenn der Vater ihn zu ſich rief und ihn lobte. Darauf arbeitete er mit noch größerem Eifer. Von ſeinem Freunde Jürgen erzählte er, erſt ſchüchtern, dann ausfühlicher, und lobte deſſen vortreffliche Eltern. Da hatte der Tiſchler zunächſt gebremmt, zulezt aber ſtill gehorcht und genickt. Und als ihm eines Tages, Ende Oktober, der Ferdinand ſtrahlend erzählte, Kleinjürgen ſei wieder zu Hauſe, da meinte er voll Behmut: „Der will jetzt nichts mehr von dir wiſſen! Art läßt nicht von Art!“

Jetzt ſtand der Jürgen ſelber vor ihm und hatte gar keine Angst vor dem Mann mit den wirren, dunklen Haaren, den eingefallenen, fahlen Wangen und den unruhigen Augen. Er erzählte ſeinem alten Freunde, wie es ihm in der Fremde ergangen war und er ſich zurückgeſehnt hatte. Der Tiſchler hörte ſtill zu; auch als der kleine Gaſt fort war, ſaß er noch lange ſinnend da. Dann ließ er ſich ſeine Schnitzmeſſer und ein Stück Lindenholz geben und begann emſig eine Arbeit. —

Nun kam der Winter ins Dorf. Sackdiel lag der Schnee auf den Straßen, Höfen und Häuſern. Der Froſt hatte nicht nur den großen Dorſſee, ſondern auch den das Dorf durchſchneidenden Bach mit Eis überbrückt. War das eine Luſt! Bis in den mondbeſchienenen Abend hinein ſchallte von der Eisbahn der Jubel.

Kleinjürgen wartete vor dem Hauſe auf Ferdinand, der erſt mit einbrechender Dämmerung da ſein konnte. Selten nur durfte der arme Junge ins Freie und ſich mit andern vergnügen. Wenn aber Kleinjürgen ein Wort für ihn einlegte, dann widersprach der Vater nie. Mit rührender Danfbarkeit und bewundernswerter Treue hing Ferdinand an ſeinem kleinen Freunde.

Der Tiſchler hatte den beiden Knaben Schlittſchuhe gefertigt aus Lindenholz mit ſcharfen Stahlkienen und ſchön geſchwungenen Drachenzungen an der Spitze. Er war jetzt ſo weit hergeſtellt, daß er ſeine Hobelbank wieder ganz einnehmen und in Haus und Hof hantieren konnte.

Endlich war nun Ferdinand frei. „Da am Teich treffen wir mit den andern Jungens zuſammen; wollen wir nicht lieber ins Moor gehen? Das iſt ganz voll Eis,“ fragte er. So gingen ſie quer über die Wurt ins Moor, das vom Hauſe nur einige hundert Schritt ab lag. Kleinjürgen faßte des andern Hand, ſchlenkerte ſie voll Glücksgefühl und ſummte eins der Weihnachtslieder, die ſie in der Schule gelernt hatten.

„Nicht mehr ganz vier Wochen — noch drei Sonntage bloß — Ferdinand, dann kommt der Weihnachtsmann! — Zu euch kommt er doch auch, Ferdinand, nicht? Ich hab' ſchon zwei lange Verſe gelernt. Mutter ſagt, wenn einer viel beten kann, bringt er viel!“ So plauderte das frohgeſtimmte Bauernbüſchchen. Sein Kamerad nickte kaum dazu. Einmal wiſchte er mit der bloßen Hand über die Augen.

„Ferdinand, was iſt?“ rief Jürgen erſchrocken, und als er die nackten, roten Hände ſah, fragte er voll Teilnahme: „Frierſt wohl? Haſt keine Hanſchkens? Da, nimm meine! Ich bin ganz warm. Glaubſt nicht? Da, probier mal!“ Damit hatte er ſeine Fäuſtlinge ſchon von den Händen geriffen und legte die wärmten Hände dem andern auf die Schläfen, aber die waren auch heiß. „Armer Jung', Handſchuhe muß der Weihnachtsmann dir bringen, ich werde alle Abend für dich mitbeten! Und Stiefel, richtige Stiefel auch.“ Dabei ſah er auf Ferdinands Füße, die in ein Paar übergroßen, abgeriffenen Frauſchuhen ſtedten. „Armer Jung',“ murmelte er noch einmal und drängte ſich an ihn

heran, als wolle er ihn wärmen und vor Unbill ſchützen. Er ruhte nicht, bis Ferdinand ihm wenigſtens einen Handſchuh abgenommen hatte. So hatte jeder einen aufgezo-gen und die bloßen Hände legten ſie ineinander.

„Du, Ferdinand, meine Mutter ſagt gar nichts mehr, wenn ich zu euch geh, und wenn es der Vater nachher rauskriegt, dann tut er ſo, als wenn er gar nichts gehört hat.“ Kleinjürgen wußte mit ſeinem übermütigen Geplauder den Freund ganz vergnügt zu ſtimmen.

Nun half einer dem andern die Schlittſchuhe unterſchnallen, was bei Ferdinand nicht recht glücken wollte. Dann glitten ſie, erſt ängſtlich taſtend, über die Flut, gingen den Raſenbüſcheln und Schneehügeln aus dem Wege und hielten ſich über den ſpiegelblanken Gräben und Löchern auf.

Da, der Ferdinand verlor einen Schlittſchuh, er ſtrauchelte und fiel vornüber hin! Das Eis knackte, gab nach und der Oberkörper ſtürzte jäh in die ſchlammige Tiefe.

Kleinjürgen ſchrie auf. In den erſten Sekunden waren ſeine Arme wie gelähmt vor Schreck und Entſetzen. Dann packte ihn die Angst um ſeinen lieben, einzigen Freund, und während er immerfort um Hilfe ſchrie, überkam ihn ein Zittern und Bangen. Ferdinand hielt ſich mit einer Hand noch krampfhaft an einem Grasbüſchel feſt, während er ſich mit den Beinen zappelnd emporzubringen ſuchte. Jürgen zog an den Füßen, zerrte am Arme, riß an der Jacke — da — o Entſetzen — das Eis brach ganz und — der übrige Körper fiel auch hinab! Kleinjürgen ſchrie zu Tode geängſtigt aus Leibeskräften — griff ins Schwarze, faßte Ferdinands Haarschopf. Jetzt riß auch unter ſeinen arbeitenden Füßen die Eisdecke und er ſank ebenfalls bis zu den Hüften ins Waſſer. In dieſem Augenblick faßte ihn eine harte Hand am Kragen und eine andere packte den verſunkenen Körper Ferdinands, hob ihn im Rud aus dem Schlamm und legte ihn aufs Trockene.

„Herr, mein Gott, verdamme mich —! Ihr Schlingel, was treibt ihr hier? Iſt das eine Eisbahn? Heiliger! — wenn ich den man noch retten tu!“ Es war die rauhe Stimme des Tiſchlers, und Kleinjürgen hörte ganz deutlich die Angst des Vaters um ſein Kind heraus.

„Ferdinand — Ferdinand! So hör doch! Sag doch! Rühr dich doch!“ Der Vater rüttelte und ſchüttelte ihn, aber Ferdinand regte kein Glied. Gnack ſtöhnte laut auf. — Kleinjürgen erſchauerte beim Anblick des ſchlammbedeckten lebloſen Körpers. Ein hilfloſer lähmender Schmerz ſchnürte ihm die Kehle zu. Nur Tränen, heiße Tränen konnte er weinen. In ſeiner Aufregung griff er nach des Tiſchlers Rock. — Da hob dieſer ſein Kind auf die Schulter, zog auch den andern mit ſich fort und eilte, ſo ſehr dies ſein lahmes Bein vermochte, zu ſeiner Hütte.

Das Weihnachtsfeſt war da. — Kleinjürgen war von ſeiner ſchweren Erkältung geneſen.

Es waren trübe Tage und bange Nächte geweſen, da die Eltern in tiefer Kummer am Bettchen ſaßen und auf jeden Atemzug, jedes Wort, jeden Wuſch des Fiebernden lauſchten — die Worte und Wuſche drehten ſich gar zu oft um das Schickſal des Freundes.

Der Vater hatte ſeinem Zorn über den „niedertüchtig gewiſſenloſen Sauffack“, der nach ſeiner Ueberzeugung das Leben des Jungen auf dem Gewiſſen habe, anfangs in lauten Worten Luſt gemacht. Doch Kleinjürgen, wenn er den Scheltenden hörte, fuhr auf vom Lager und rief, wie wenn er verfolgt würde: „Hier, hier, Ferdinand, hier bin ich! Faß die Hand — halt feſt — hier, hier!“ Dann fiel er kraftlos zurück und murmelte ſeinen Weihnachtsvers, und niemals fehlte daran der Wuſch: „und unſerm Ferdinand Handſchuh bring' und Stiefel!“ — Das hatte den zähen Mann zulezt ſo erſchüttert, daß er ſehr nachdenklich wurde. Eine bitt're Erkenntnis, gegen die er ſich ſo lange geſträubt, trat jetzt wie eine entſcheidende Gewalt vor ihn: des Kindes Reigung ſollen Eltern achten, wenn ſie nicht deren Vertrauen einbüßen wollen! — Und was hatte er eigentlich gegen den Tiſchler und ſeine Familie? Daß deſſen Eltern und ſein eigener Vater wütende Prozeſſe geführt, die den alten eigenſinnigen und jähzornigen Gnack um Haus und

Hof, um Ehr' und Leben gebracht, das sollte man eigentlich die Kinder nicht entgelten lassen. Die Erinnerung daran mußte sich doch endlich verbluten! Den Tischler selbst hatte die Schnapschenke seit seinem bösen Fall nicht gesehen. Vielleicht tat man dem Kerl überhaupt unrecht. . . . Ihm fiel ein Wort ein: Kindesherz greift nimmer fehl! Und er setzte nach eigener Erfahrung hinzu: Solch unverfälschtes Herz läßt sich auch nicht überrumpeln noch überreden!

So hatte er schließlich seinem Knaben nachgegeben. —

Jürgen hatte heute mittag selber mit der Hausmagd zusammen „den Weihnachtsmann“ ins Tischlerhaus gebracht, zwei große Körbe voll, für jeden etwas, das meiste für Ferdinand. Der lag noch elend und matt an einer bösen Lungenentzündung zu Bett; doch der Arzt hatte gute Hoffnung gelassen.

Und nun war Weihnachtsabend, und vor Kleinjürgens Augen brannte der Lichterbaum. Mit frohlockendem Herzen betrachtete der seine reichen Gaben. — Gerade war der Vater dabei, ihm den blinkenden Schleppfädel umzuschlagen, da trat Ferdinands Mutter schämig und schüchtern herein, dankte den Eltern von Herzen für die vielen guten Geschenke, wünschte allen frohes Fest und legte dann unserm Jürgen ein „Andenken von Fernand“ in die Hände, ein zierliches Schnitzwerk aus der Hand des Tischlers. Den Weihnachtsstall von Bethlehem stellte es dar: Born das Krippllein, darüber Joseph und Maria in Liebe-geneigt, rechts tritt das Vieh scheu ins Halbdunkel zurück, links kommen voll Ehrfurcht und Andacht die Hirten herein, über dem friedlichen Bilde schwebt der Engel Gottes und im dunkel-blauen Hintergrunde ragt die Zinne eines Kirchleins auf.

Alle Augen hingen voll Bewunderung an dem einfachen, schönen Bilde.

Die Mutter aber schloß ihren Jüngsten stumm und zärtlich in die Arme und faltete die Hände zum Gebet.

Die religiöse Not der evangelischen Bevölkerung im polnisch-pommerschen Grenzlande vor 200 Jahren im Lichte der Lebenserinnerungen des Judenmissionars Stephan Schulz.

Wenn wir die neue Ostbahn benutzen und auf einer kleinen Station hinter Krojante aussteigen, erreichen wir nach der Wanderung von einer guten Stunde am Wege einen Grenzpfahl und Schlagbaum. Das ist die Landesgrenze, und drüben stehen polnische Zollbeamte, die uns gut deutsch Antwort geben. Die neue Grenze hat uns der leidige Frieden gebracht. Aber auch früher einmal ritt hier der Grenzjäger. Damals gehörte der Regierungsbezirk Grenzland Posen-Westpreußen noch dem Nachbarn. Er war nun 1920 doch fast zu deutsch. Sonst hätte man die Grenzpfähle weiter hinausgeschoben. Der Friedensschluß hat manchen deutschen Einwohner hinter der Grenzlinie zur Auswanderung gebracht. Geistliche und Lehrer hat man zum Verlassen des Landes veranlaßt, und unsere Brüder, die evangelischen am meisten, sind in einer Gewissensnot jetzt, fast möchte mancher an Gott und der Welt verzagen. Was tun? Die meisten Landsleute helfen sich selber. Sie scheuen nicht Zeit, Arbeit und Geld und versorgen sich mit Not mit allem, daß das nationale und religiöse Gewissen sich beruhigen kann; denn die Treue zu ihrer Heimat fordert viel von ihnen. Solche Zeitläufte haben die Bewohner jener Grenzorte vor zweihundert Jahren durchlebt. Stephan Schulz gibt uns in seinen Lebenserinnerungen „Leitungen des Höchsten nach seinem Rat“, Leipzig 1775, davon aus seiner Heimat ein Bild. Folgen wir dem Vielgereisten einmal in seine Heimat.

In Plotowo (Plotow a. d. Ostbahn) wohnte vor zweihundert Jahren der Schuhmachermeister Erdmann Schulz. Pest und Feuer suchten die Stadt heim und machten den wohlhabenden Mann arm an Kindern und Gütern. Seine brave Hausfrau Barbara tat dem Herrn ein Gelübde: „Wirst du uns noch wieder einmal einen Sohn schenken, mein Herrgott, so soll er Stephan heißen und seinem Vorbild in Freude und Leid nachleben!“ Wirklich erhörte sie Gott und schickte den Stephan, dessen Leben der Befehlung der Juden galt und auch genug Leidenszeiten umfaßte. Die Versorgung

der evangelischen Einwohner Plotowos geschah damals durch einen Pfarrer Johann Krüger, der viele umliegende Dörfer kirchlich versorgte und fleißig wirkte. Da kam um 1714, als Stephan Schulz geboren wurde, ein Prediger Christian Wothilenus aus Teschenndorf bei Freienwalde in Pommern in die Stadt und kaufte von dem polnischen Edelmann von Dzialinski die Pfarrstelle für 100 Taler und vertrieb den guten Prediger Krüger, der in Bärwalde in Pommern die Stelle eines Diakonus übernehmen mußte. Bald folgte ihm der Stellenkäufer nach. Die Katholiken vernichteten die Kirche, machten das Pfarrhaus zum Hospital und brachten den Prediger über die Grenze. Weit und breit gab es keinen Seelsorger. Da zogen viele aus. Auch Stephans Eltern überstiebelten nach Wirsiß. Hier war auch weder Prediger noch Schulhalter, aber die Protestanten hielten besser zueinander. Die deutsche Sprache schrieb und sprach man im deutschen Hause, das polnische Lesen und Schreiben lernten die Kinder beim polnischen Schullehrer. Dazu kam noch der Einfluß des jüdischen Elements der Stadt. Der Rabbi unterhielt auch eine Schule. Diese besuchte auch Stephan Schulz zeitweilig, und das Jiddisch der Israeliten wurde ihm zur dritten Muttersprache. Die Mutter wollte es nicht haben; aber Stephan soll gesagt haben: „Liebe Mutter, ich werde kein Jude werden, sondern werde studieren, den Talmud lernen und die Juden bekehren.“

Mit elf Jahren ging Stephan mit seinen Eltern zum ersten Male zur Kirche nach Lobsens mit zum Abendmahle. Er wurde mit seinen Brüdern vorher dazu konfirmiert und ging dann wieder in seine polnische Heimatstadt zurück. Der Pastor Westphahl bekam für die Einsegnung ein Paar Tauben. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr blieb Stephan im Elternhause und lernte beim Vater das Schuhmacherhandwerk. Da er klein und schwächlich war, einen heißen Drang nach Büchern und Wissen verspürte, machte er seiner Mutter Sorge. Endlich ward der Vater belehrt und bekehrt. Auf einem Kirchgang trug er seine Sorge dem Prediger Pfeffer vor. Dieser erklärte sich bereit, den Knaben als Diener anzunehmen und nebenbei zu unterrichten. Als Stephan nach mancherlei Vorbereitungen nun ins Pfarrhaus kam, war der gute Prediger krank. Aber auf dem Krankenbett tröstete er Vater und Sohn: „Mein Sohn, weine nicht! Mein und dein Gott ist nicht krank. Bleibe hier. Solange ich lebe, will ich für dich sorgen. Wenn ich sterbe, will ich dich meines Jesu Fürsorge anbefehlen.“ Und zum Vater: „Er hat nun keinen Teil weiter an seinem Sohne. Sage er seiner Frau, sie solle sich auf Gott verlassen und ihres Verspruches gedenken.“ Leider blieb Stephan nur kurze Zeit hier. Sein Gönner starb. Und der Bruder desselben nahm ihn mit nach Bütow in seine Apotheke als Lehrling. Aber in seinem neuen Beruf, den er ohne jede sachliche Beratung angetreten hatte, fand der Knabe keine Befriedigung. Er ging mit Einwilligung seines Herrn zu dem Rektor Neuendorf in Bütow als Diener, wofür er unentgeltlich den fremdsprachlichen Unterricht empfing. Der Rektor betrieb neben seinem Schulamte noch einen Kramladen mit Bierbrauerei und Schnapsdestillation. Hier nützte er den Knaben aus. Zum Unterrichten kam es nicht. Da half sich Stephan Schulz alleine. Des Abends lag er auf der Matzdarre und lernte fleißig aus der hebräischen und griechischen Grammatik, während ein in den Matzhaufen gestecktes Licht ihm dazu eine dürftige Beleuchtung bot. Als er sechzehn Jahre alt war, beschloß er, auf die Schule nach Stolp zu gehen. Mit neun Dreier in der Tasche trat er seine Wanderung an. Ein Krachtfuhrmann aus Stolp nahm seine geringe Habseligkeit mit. Er trabte nebenher. Da traf ihn der Besitzer des Wagens. Dem fiel der seltsame Jüngling auf, fragte ihn aus nach dem Woher und Wohin und stellte dann auch die natürliche Frage: „Wie heißt der Freund in Stolp, der ihm helfen soll?“ „Ich glaube, den kennt der Herr nicht!“ erwiderte Stephan. „Na, ich kenne schon Stolp, bin ja dort geboren.“ „Ich denke, der Herr Jesus Christ in Stolp soll mir helfen.“ So gewann der Suchende das Herz des Kaufmanns, der ihn zum Rektor brachte, welcher ihn als Freischüler annahm. Durch Unterrichten erwarb er sich Mittel, daß er nach vier Jahren wieder einmal zum Besuch der Eltern nach Wirsiß fahren konnte.

Wie freuten sich die Eltern und Freunde! — Er erzählt in seinen Lebenserinnerungen ausführlich über das Wiedersehen in der polnischen Heimat. „Als ich sagte, wie ich Gelegenheit in Stolp hätte, außer den theologischen Stunden in der Schule des Sonntags dreimal Predigten zu hören, ohne Wege über Dörfer und Städte machen zu müssen, da fing die Mutter an zu weinen. „D,“ rief sie aus, „wie glücklich bist du, mein Sohn! Du hast so schöne Weide, und wir müssen hier in der Dürre leben!“ Es wurde bald kund, daß ich in Wirßig angekommen wäre. Die Evangelischen aus der Stadt und der Umgegend kamen häufig zu mir, um Gottes Wort zu hören. Endlich wurde ein Sonntag bestimmt, da mußte ich ihnen eine Predigt halten. Ich nahm zum Text 2. Kor. 5, 21. Die Kirche war meines Vaters Haus. Stube, Saal und Kammern waren mit Zuhörern besetzt. Wir sangen das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her“. Der Gottesdienst begann um 7 und dauerte bis 11. Dann sangen wir zum Schluß: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort“. Hiermit sollte der Gottesdienst endigen. Aber es kamen nun die Glaubensbrüder aus den Kammern und vor der Türe nach vorne und baten mich, die Predigt zu wiederholen. Ich tat es, und wir gingen erst um 3 Uhr auseinander. Doch römisch-katholische Polen hatten am Fenster zugehört; sie drangsalierten den jungen Prediger und veranlaßten seine schleunige Abreise ins Pommerische. Schließlich ging ich zum Vondrat in Stolp, und auf dessen Bescheinigung hin folgten meine Eltern nach Pommern. Nun konnte meine Mutter des öfteren in die Kirche gehen.“

Gehen wir wieder in die Gegenwart zurück. Nach den Versailles Beschlüssen soll die nationale und religiöse Minderheit durch Gesetze geschützt werden. Wenn der gute Wille bei den polnischen Machthabern vorhanden wäre, würden unsere evangelischen Brüder und Schwestern leidlich leben können. Wer aber einmal die „Deutschen Nachrichten“ aus Bydgosz (Bromberg) liest, erfieht aus jeder Zeile, daß es hauptsächlich daran mangelt. Dadurch kommt die Not für unsere Landsleute, die ja heute noch erträglich ist. Aber schon gehen viele Geistliche aus Diasporagemeinden, deren in meiner letzten westpreussischen Heimat neunzehn zu einer Kirche gehörten, fort, um bessere Stellen im Deutschen Reiche zu übernehmen. Ihr Einkommen wird bei dem Sinken des polnischen Geldwertes auch kaum ausreichen, für Nahrung zu sorgen. An ein Ersetzen abgetragener Kleidung ist gar nicht zu denken. Darum gehen sie. Viele gute Bauern folgen ihnen. Wollen wir hoffen, daß nicht wieder solche Zustände ins Land kommen, wie sie Stephan Schulz in seinen Lebenserinnerungen schildert.

E. W. F r i k z, Danzig-Langfuhr.

Aus dem Kirchenbuche der Stadt Labes i. Pom.

(1647—1764.)

Von Amtsgerichtsrat F e r n i k z o w, Labes.

Unter dem 27. Februar 1650 findet sich folgende Eintragung:

„Maria Elisabeth, Herrn Samuelis Buthenii Tochter getauft. Die Mutter heißt Anna Margaretha Stövehase.“

Samuel Buthenius war der damalige Pfarrer, der mit sauberer, noch heute deutlich lesbarer Handschrift seine Aufzeichnungen machte. Er trägt einen lateinischen Namen, was uns nicht Wunder nimmt; war doch damals Latein die Sprache der Kirche, der Gelehrten, des Rechts, und wurden doch damals die deutschen Namen vielfach ins Lateinische übersetzt oder wenigstens mit einer lateinischen Endung versehen. So lernen wir noch folgende Amtsbrüder des Pastors Buthenius kennen:

Andreas Fridericus in Zülzesth.

Urbanus Ebelius in Neukirchen (Ebel, aus althochdeutsch eber, Eber).

Paulus Valenus in Groß-Bordenhagen (Vahl, aus ahd. bald, Fühl).

Michael Buggeusius in Wurow (Bugge, aus ahd. burg, die Burg).

Dazu war im Jahre 1662 noch der studiosus theologiae Christianus Cremerus beim Herrn Buthenius zu Besuch.

Also eine ganze Gesellschaft von Lateinern. Wir sehen sie im Geißt vor uns in ihrer mittelalterlichen Tracht, ihren gepuderten Perücken. Der Name Buthenius übrigens hängt mit ahd. putin, die Bütte, zusammen.

Frau Pastor Buthenius war eine geborene Stövehase, die Tochter des Pastors in Randelstik. Damals wurde die Ehefrau nach ihrem bisherigen Familiennamen benannt, der Name des Mannes aber nur als Zusatz beigefügt, z. B. „Elisabeth Meyers, Tochter Miltzschlaffen Frau“, oder „die Magdalena Zimmermannin, Herrn David Grünenbergs Frau“.

Frau Pastor Buthenius überlebte ihren im Jahre 1670 verstorbenen Gatten um mehrere Jahrzehnte; sie muß in der Gemeinde sehr beliebt gewesen sein, da sie bei den verschiedensten Taufen zu Gevatter geladen wurde.

Der Name Stövehase kommt heut in Labes nicht mehr vor. Er bedeutet ursprünglich wohl einen ängstlichen Menschen, furchtsam, wie der vor'm Jäger dahinstiebende Hase.

Noch andere Familien begegnen uns mit seltsam klingenden Namen, die heut hier nicht mehr anzutreffen sind: Vorhauer (1647), der Vorhwitter;

Schwetrüg (1651), der Ruhmreiche, aus althochdeutschen Wortbestandteilen;

Ziband (1656) aus ahd. sigi-band, Siegesbanner;

Zuther (1650), aus lateinisch sutor, der Schuster;

Leidemit (1676) und Rieseftahl (1750), zwei Sahnamen. Leide mit! Zur Bezeichnung eines mitleidigen Christen. „Riese den Stahl“, d. h. mache kleine Rinnen in den Stahl! Zur Bezeichnung eines tapferen Kriegers.

Anderer heutige Namen sind im mittelalterlichen Gewande nicht zu erkennen:

Miltzschlaff (1647) = Miltzschlaff,

Ballefanß (1652) = Genetiv von Bolduan,

Fehnerow (1648) = Fenner,

Pilecke (1663) = Viehke.

Auch merkwürdige Vornamen begegnen uns, z. B. männliche: Barthelmes (Bartholomäus), Bugislaus, Karsten (Christian), Kasper, Gorges (Georg), Zander (Alexander), und weibliche: Agnisa, Benigna, Engel, Benengel (Benigna-Angelika), Euphrosyne, Gardrut (Gertrud), Waldprecht, Winanda.

Ebenso hören wir von Berufen, die es heut nicht mehr gibt.

Glorant oder Klorant ist der Glöckner, der die Glocken zieht; in andern pommerschen Städten auch Pulstant genannt, neben dem Kalcant, dem Bälgetreter.

Da gab es ferner Schurfnechte, Schön- und Schwarzfärber, Topfführer (neben Töpfern), Garnweber, Bader, Rademacher, Kunstpfeifer. Letztere, einst zu den sogenannten Leuten zählend, gewannen doch an Ansehen, weil sie alle möglichen Instrumente spielten und bei öffentlichen Belustigungen und in den Häusern zum Tanz die Musik machten. Als der Kunstpfeifer in Labes am 23. Juni 1683 ein Söhnlein taufte, waren Taufpaten: Herr Franz Joachim Bork auf Labes (das jetzige Zühlsdorffsche Gut!) und der Bürgermeister Adam Bublich nebst Gattin Katharina.

Auch seinen Scharfrichter hatte Labes, der 1712 erwähnt wird.

Die angesehensten Bürger, die honoratiore, waren im 17. Jahrhundert der Besitzer des vorerwähnten Stadtgutes, ein Bork — das „von“ taucht bei diesem Namen im Kirchenbuch erst 1708 auf — der Bürgermeister, der Stadtrichter, der Rektor, der Ratskammerer, der Pastor und der Diakon, der Apotheker und der notarius publicus. Letzterer war damals zugleich ludimoderator, d. h. Schulhalter. Diese Aemterverbindung war in jener Zeit üblich, auch in Cammin z. B. bekleidete der rector scholarium oder pasculorum, Rindermeister, auch ludimagister genannt, zugleich Amt und Würde eines Notars.

Die Eintragungen im Kirchenbuch nun sind getrennt als Tauf-, Vertrauungs- und Toten-Buch. Sie beziehen sich auf die Parochie Labes, welche die Stadt Labes und die beiden kleinen Dörfer Unheim und Piepenhagen umfaßte. Von

der einstigen Seelenzahl mögen einige Zusammenstellungen einen Begriff geben.

1647... 8 Kinder getauft; 1657... 19; 1677... 21; 1707... 41; 1747... 59; 1764... 61.

Getraut wurden 1650 (erste Eintragung) 2 Paare; 1657... 3 Paare; 1677... 1 Paar; 1707... 5 Paare; 1747... 12 und 1764... 23 Paare.

Gestorben sind 1658 (erste Eintragung) 13 Personen; 1708... 13, 1728... 16, 1747... 39, 1757... 72, 1764... 23 Personen.

Die Tausen fanden in der Kirche statt, ausnahmsweise im Hause, z. B. 15. Februar 1699: „Dieses Kind ist im Hause getauft und hernach gestorben“.

Die Zahl der Taufpaten ist anfänglich 4—6, im 18. Jahrhundert regelmäßig 3, nur bei den sog. besseren Familien sind da noch mehr Paten üblich. Auffallend ist, daß bei den Tausen von Soldatenkindern um 1727 (Laves muß damals eine Garnison gewesen sein) bis zu 12 Paten aufgeführt sind.

Ueber die „Vertrauungen“ werden anfangs nur kurze Bemerkte gemacht, z. B.: „Daniel Schulke und Maria Rauschen, Jochim Rauschen Tochter“ (1651).

Später sind die Aufzeichnungen länger, der Stand des Bräutigams, seine Herkunft wird erwähnt, insbesondere, wenn er aus der Fremde nach Laves gekommen ist; z. B.: „von Leipzig“, oder „aus dem Schwabenlande gebürtig“.

Die Trauungen fanden in der Kirche statt. Eine Art Kirchenstrafe ist es, und eigenartig mutet es an, wenn es 1663 von einem Paare heißt: „NB. Diese beiden seyn im Gerichte vertrauet, weil Sie ihre Freye zu zeitig angefangen hatten“.

Bei der Bestattung werden 2 Formen unterschieden. Eine einfache: Begraben, zur Erde bestattet, in der Stille, oder ohne Sang und Klang weggesetzt; ohne Zeremonie begraben. Eine feierliche Form: Dreimal geläutet, mit der Leichenpredigt, mit Stand und Leichenpredigt, mit einer Parentation, mit einer Standrede.

Die Eintragungen sind im allgemeinen von lakonischer Kürze, z. B.: „Anno 1661. Die alte Utecht'sche am 15. Dezember“, „Jürgen Krisen, der Jüngere am 27. Mai 1664“, „31. Dezember 1713 die Vogler'sche begraben“.

Selten finden sich längere Bemerkte, die aber um so auffallender und bezeichnender sind, z. B.: „Matthias Krüger, ein Reuter und ehrliebender frommer Soldat, so erschossen worden... 1. Mai 1668“. „Den 10. April 1722 ist Friedrich Schmidt, ein Tuchmachersgesell, ein sonst böser Mensch, der die Mutter geschlagen, dem Geöff ergeben, sich auch weder zu Gott noch zum heiligen Abendmahl hielt, ... schleunig gestorben und dieserwegen ohne Gesang und ohne Klang an dem Kirchhof in der Stille begraben.“

Ach Gott, ich bitt durch Christi Blut,

Mad's doch mit meinem Ende gut!“

„Den 5. Februar 1730 ist der alte Ladwig begraben, ein Schneider. Er war über 100 Jahre alt, und mit seiner letzten Frau hat er noch über 50 Jahre im Ehestande gelebt. Den 29. (Januar) gab ich ihr das Abendmahl und den 30. empfing er es; beide empfangen es in einem Bette, sind auch beide in einer Nacht... gar sanft im Herrn entschlafen und beide in ein Grab gelegt“. „30. Mai 1746 des abends ist der recht gottlose Sp. von einer gottlosen Schar attackiert und totgeschlagen worden. So gelebt, so gestorben, so zur Hölle gefahren“.

Die Bestattung erfolgte auf dem Kirchhof „vor dem Tore“, dem jetzigen alten Kirchhof; Ortsarme und uneheliche Kinder wurden auf dem sog. Armen-Kirchhof (wahrscheinlich eine Ecke des eigentlichen Kirchhofs) beigesezt, z. B.: „1740 den 1. Juli ist der alte Bettelmann Schr. auf dem Armen-Kirchhof begraben.“

Die Grabstätte selbst war das Gelände des Friedhofs, ausnahmsweise bei vornehmeren Familien ein Erbbegräbnis in der Kirche selbst.

„1. Mai 1713 Michel Zuthers Kindlein in der Stille in sein Begräbnis in der Kirche eingesenket“. „Den 18. Dezember 1764 Frau Henriette Marianne Luise geb. Freifrau von Diestau, Gemahlin des Herrn Baron von Milken,

Königlich Preussischen Rittmeisters des Markgräflich Friedrich'schen Cuirassier-Regiments beigesezt und im Gewölbe unseres Landrats von Bork auf Wangerin allhier in der Kirche zu Laves den 20. Dezember in ihrem 23. Lebensjahr“.

Uneheliche Geburten sind im 17. Jahrhundert ziemlich selten. Die erste Taufe eines unehelichen Kindes wird am 24. Juli 1654 ohne weiteren Zusatz vermerkt, die zweite am 1. November 1663, also beinahe 10 Jahre später. Im 18. Jahrhundert werden die Fälle häufiger, und der Herr Pfarrer schreibt dersh und deutlich zu dem Taufvermerk hinzu: „Der Kerl, auf den das Weib bekennet, heißt...“

Besonders schlimm war es 1720. Damals lagen Dragoner in Laves im Quartier, und unter den in diesem Jahre geborenen 8 unehelichen Kindern befinden sich 5, von deren Müttern im Kirchenbuch mit dem immer gleichen Vermerk gesagt wird: „Der Dragoner, auf den sie bekennet, heißt...“ Als besondere Ereignisse werden die Tausen zweier jüdischen Familien erwähnt und mit Dankeserhebungen gegen Gott und vielem Bortschwall gepriesen.

Da wird am 2. November 1749 „zur Ehre Gottes und Seligkeit der Getauften und posterität zur Nachricht annotiert“, wie „eine jüdische Familie, als Vater, Mutter und 2 unmündige Kinder nach gehabter Information und abgelegtem Glaubensbekenntnis“ getauft und „sotort in ihrem Ehestande auf eine christliche Art eingeseznet“ worden sind. Diese jüdische Familie erhielt bei der Taufe den Namen Seligmann.

Noch mehr Aufhebens wird von der zweiten Taufe gemacht. Da heißt es am 14. Juni 1750: „Unter göttlicher Direction und sonderbarher Gnade Gottes ist's geschehen, daß abermahl ein Jude, Jeremias Israel, aus dem verdammlichen jüdischen Unglauben herausgerissen und zum wahren Christenthum gebracht worden. Und hat man mit selbigem wie mit den vorigen, so 1749 allhier getauft worden, gleicher Weise prozediert, da er nach gehabter Information und abgelegtem Glaubensbekenntnis nach bengelegtem Nahmen Christian Friedrich Gottholdt getauft worden“.

Schließlich sei als interessant noch erwähnt, daß in einer „Designatio supellectilis sacrae“, einem Verzeichnis des heiligen Gerätes, folgende Gegenstände u. a. aufgeführt werden: Ein Melsgewand von rotem Sammet, ein Melsgewand von Atlas, ein weißes Hemd für den Pastor, vier weiße Knabenhemden. Das Verzeichnis ist im Januar 1709 aufgestellt.

Melsgewänder wurden in katholischen Zeiten, also vor der Reformation, von den Priestern bei den Messen getragen. Ihre Aufführung in dem Verzeichnis läßt darauf schließen, daß auch 1709 der Prediger diese Gewänder noch anlegte, vielleicht beim Abendmahl. Die weißen Hemden wurden beim Weihnachtsingen getragen.

Am heiligen Weihnachtsmorgen (1. Feiertag) in aller Frühe vor Tagesbeginn zogen die Chorknaben mit übergezogenen weißen Hemden, Lichter in der Hand tragend, zum Pfarrer, holten ihn aus der Wohnung ab und geleiteten ihn auf einem Umzug durch mehrere Straßen der Stadt zur Kirche. Dort fand ein Wechselsingen mehrerer Chöre statt, und der Pfarrer hielt die Weihnachtspredigt. Gesungen wurde neben anderen Weisen das lateinische Lied: „Quem pastores laudaverunt“, „den die Hirten gelobt haben“. Danach nannte man den ganzen Vorgang das Quempas-Singen, in Laves auch Eia, oder entstellt Eier-Singen nach den im Chorgesange vorkommenden Worten: Eia, eia.

Die Sitte des Quempas-Singens bestand in Laves noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts.

Vogelmord.

Vor einigen Tagen kommt ein Nachbar zu mir und erzählt freudestrahlend, der Jäger habe einen Adler geschossen. Auf meine Frage, warum der Gutsförster diesen Vogel geschossen habe, erwidert er: „Ja, das ist doch etwas ganz Seltenes, so einen Vogel zu schießen.“ Leider konnte ich den Vogel nicht mehr sehen, da er schon nach Stettin zum Ausstopfen geschickt war. Der Beschreibung nach wird es ein Seeadler gewesen sein.

Wie oft mag sich dieser Vorfall wohl ereignen! Es liegt im Wesen der Deutschen, daß er für die Natur ein Interesse hat, und das ist gewiß erfreulich. Aber weniger erfreulich ist oft die Art, in der sich dieses Interesse zeigt. Du siehst am Wege eine seltene, nie gesehene Blume. Bekommst du es fertig, niederzuknien und dir Bau und Art genau anzusehen, ohne sie abzupflücken? Du hast die Flinte in der Hand und siehst in der Luft den stolzen Vogel seine Kreise ziehen. Es zuckt dir in der Hand, den Finger an den Hahn zu legen und den seltenen Vogel aus der Luft zu holen. Bedenkst du nicht, daß du ein buntes Blatt aus Gottes großem Bilderbuch herausreißt und für immer vernichtest?

Hier muß noch viel Erziehungs- und Aufklärungsarbeit geleistet werden bei jung und alt, damit wir lernen, Gottes Werke zu betrachten, ohne den Wunsch zu haben, sie für sich allein zu besitzen. **S a n k t - M u l l e n t h i n .**

Aus der Vereinsarbeit.

1. Die für das vorige Jahr geplant gewesene Ausstellung für Heimatkunde und Heimatschutz soll in diesem Sommer verwirklicht werden. Ausstellungsprogramme versendet die Geschäftsstelle auf Wunsch. Um rege Mitarbeit wird gebeten.

2. Eingaben des Landesvereins beschäftigten sich mit den durch Abholzung bedrohten Waldungen der Insel Zingst. Genaueres wird später berichtet werden.

3. Auf Verwendung des Landesvereins unterblieb die Abholzung der schönen Lärchenallee Basewalk-Ferdinandshof. Die Allee bleibt als Naturdenkmal des Kreises erhalten.

4. Aus Gollnow erging die Zusicherung, daß ein Horst prächtiger Schwarzkefern innerhalb eines für die Abholzung bestimmten Teiles der Gollnower Stadforst stehenbleiben werde.

5. Eine Eingabe an den Herrn Oberpräsidenten beschäftigte sich mit der jetzt vielfach geübten Niederlegung alter Alleen auf Kreisschausseen und machte Vorschläge zu deren teilweisen Erhaltung.

6. Die letzten Arbeiten zum Ausbau der Rehrberger Mühle werden in kurzem in Angriff genommen.

7. Infolge eines Hinweises auf unsere Beratungsstelle für Kriegerehrungen in den Provinzblättern sind aus allen Teilen der Provinz Gesuche um sachmännische Begutachtung und Beratung eingegangen. Sie werden Erledigung finden.

Die Geschäftsstelle.

Reepel, Stettin, Turnerstr. 61.

Deutsche Hundennamen.

Gebt euren Hunden deutsche Namen! Haben unsere Hausfreunde, unsere so vielseitig nützlichen Gehilfen darauf keinen Anspruch? Auch unter den Dorfhunden gibt es unverhältnismäßig viele, die in fremden Sprachen gerufen werden, z. B. Ammi (d. i. französisch ami = Freund), Bob, Lord, Leddi (das ist das englische Wort lady = Dame), Sektor, Cäsar (ein griechischer und ein römischer Personenname). Die fremden Namen können wir durchaus entbehren und sollen das auch, denn erstens ist unsere eigene deutsche Sprache reich genug an Rufnamen für Hunde, und zweitens müssen wir in allen Dingen, auch in kleinen und belanglos scheinenden Dingen deutsch sein, und jetzt gerade besonders nachdrücklich und bewußt deutsch sein, wenn unsere Deutschheit nicht ganz zugrunde gehen und verschwinden soll. Es seien hier einige kurze, für den Gebrauch geeignete deutsche Hundennamen aufgeführt: Bergmann, Brand, Braun, Droll,

Erdmann, Fasan, Feldmann, Fix, Klink, Fuchs, Greif, Hella, Hirschmann, Hurtig, Luchs, Lustig, Maus, Mohr, Mudi, Munter, Pirchmann, Puhi, Quick, Rotfuchs, Rotvoh, Schalk, Schnapp, Schnipp, Schrubb, Spak, Spik, Stuk, Tell, Troll, Voh, Wacker, Wasser, Wildfang, Wodan, Wolf.

(Deutsche Dorfzeitung.)

Deutsche Jugend, baue dir ein neues Vaterland!

Wanderfreunde und Wanderjegen.

Deutsche Jugend, wandere! Fliehe die nervenzermürbenden Zerstreuungen der Stadt und suche Erholung im Frieden und in der Stille des Landlebens. Wenigstens jede Woche einmal fort aus der Treitmühle des Lebens, aus dem Alltagsstaub, fort aus dem Dunstkreis der Menschenmassen, die das Stadtleben verflaut hat, fort aus den harten Steinstraßen! Hinaus aufs Land, wo weiches Gras die Wege säumt, wo Lerchen wie Raketen steigen und Habichte ruhig kreisen und der Wind im Bergwald singt! Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Und sitzen wir dann wieder daheim im engen Haus der großen Stadt, dann weht ein seliges Erinnern an heimelige Waldesgründe, an Vogellaut und Quellsang, an Erdgeruch und Blütenduft in unsere Tagesarbeit hinein und vergoldet die engste und dunkelste Stube, selbst die im Hinterhaus der Mietskasernen, mit eitel Sonnenschein — bis zum nächsten Wandertag. Wandern ist ein Quickborn, ein Quellenland der Freude und Lust. Je tiefer wir drin schöpfen, desto reicher erschließt seine Quellengabe, wie eine Bünschelrute, uns verborgene und verschüttete Brunnen des Lebens. Wandern, namentlich Jugendwandern ist ein Märchenland, voll von Wunderblumen, keusch und süß und wundenheilend.

Wandern ist Körperertüchtigung von durchreisendster Art. Was hilft alles Turnen und Spielen im Stadtbild? Dunst und Staub durchtränkten es. Anders das Wandern im duftigen Gottesgarten Natur. Nicht nur, daß sich alle Muskeln beim ruhigen Schreiten, bergauf und bergab, kräftig spannen: die Lungen füllen sich dort auch mit sauerstoffreicher und staubfreier Luft bis ins letzte Bläschen. Die Luft ist Labetrunk. Sie schmeckt in unsern Bergwäldern anders als in Berlin und Leipzig oder zwischen Dortmund und Essen. Das fast bis zur Kurzschichtigkeit gemartete Auge des Städters und Stubenhockers lernt sich wieder auf Dinge der Ferne einstellen und schwelgt im satten Grün von Wieße und Wald.

Reisen bildet, noch mehr das Wandern. Wer nur in der Stadt lebt, sieht lauter Fertigkeiten vor seine Sinne gestellt. Der natürliche Werdegang spielt sich im Wirtschaftslieben vor den Stadttoren ab, beim Bauer, Schiffer, Handwerker. Dorthin wandere!

Lerne, die Welt mit Künstleraugen zu schauen. Beim Wandern schauft du sie wie durch ein Mikroskop. Mit unvergeßlicher Deutlichkeit kommen alle Einzelheiten und Feinheiten und Besonderheiten der Gegend beim Wandern zu Worte. So, in solchen Umgrenzungen und Vergrößerungen sahen die geistigen Führer der Menschheit sich oft und gründlich die Welt an. Und soll unsere Jugend die Schöpfungen der Dicht- und Mal- und Tonkunst unserer Geistesgrößen nachempfinden und verstehen, so muß sie eben auch in „Dichters Lande gehen“, d. h. die Welt (zuvörderst Heimat und Vaterland) auch so gründlich erschauen und erleben wie unsere Größten.

Rich. Schirman.